Im Strom fließt die Quelle. Über die Tradition

Von Hans Urs von Balthasar

Das Dasein in der Zeitlichkeit, wie wir es leben und kennen, muß, um Gegenwart und Zukunft zu haben, seine Vergangenheit hinter sich bringen. Wo sich Erinnerung auftürmt und immer mehr Raum für sich beansprucht, wo man ihr freiwillig oder unfreiwillig das Übergewicht gibt, hat man praktisch seine Gegenwart und Zukunft preisgegeben: man läßt immer nur das Gewesene walten und auf sich zukommen: die Zeit meiner Jugend, die einzig glückliche Zeit meines Lebens mit meiner verstorbenen Frau, die gute alte Zeit meiner Großeltern, die heroischen Augenblicke unseres Volkes in den verflossenen Jahrhunderten, schließlich die heilige Urzeit der Menschheit. Ich stehe erschüttert an einem Grab, bewahre pietätvoll alte Fotografien, Briefe, Bücher, ich nähre und erbaue mich an Menschen und Verhältnissen, die größer, lebendiger, hilfreicher waren, als was meine Gegenwart mir zuträgt, meine Zukunft mir noch in Aussicht stellen kann. Ich habe Sinn für Qualität und weiß unbestechlich, daß Homer und die Baghavadgita und Dante pures Gold sind, und die Produkte meiner Zeit verglichen damit lauter Makulatur. Denn es darf doch ein Mensch, ein Volk, die Menschheit im ganzen ihre Tradition nicht hinter sich lassen, als sei sie ein toter Schutthaufe, buchstäblich ein Beinhaus, das uns zwar an den eigenen Tod erinnern kann, uns aber doch desto mehr anspornt, unser verbleibendes Leben zu nutzen. Hier entsteht das Problem: für den Einzelnen, die Familie, das Volk, die Menschheit, auch für weltliche und religiöse Gemeinschaften: die Tradition soll, als lebendige, der Gegenwart zu ihrem eigenen Leben verhelfen, sie fördern und steigern: aber werden wir Heutige denn so lebendig sein, daß wir dem Gewesenen sein Leben bewahren, es ihm neu einhauchen können, da es doch nicht mehr ist? Haben wir so viel überschüssige Kraft, nicht nur das eigene, sondern auch das fremde, vergangene Leben ausfüllen zu können, so viel schöpferische Macht, uns das Frühere angestalten, die alten Kleider auf moderne umschneidern, die mythischen Weltbilder entmythologisieren, das Ästhetisch-Kulturelle in eine modern-technische Zivilisation entzaubern zu können? Wo hört Tradition auf, belebend und begeisternd zu sein, wo wird sie toter Ballast? Wie lange entspricht es dem Lebensgesetz, die Treue zu wahren, und wann fordert es unerbittlich, daß die Schlange sich häute, um weiter zu leben? Zwischen einem erzwungenen Verrat, um selber zu existieren, und einem unverantwortlichen Verrat an dem, was uns hervorgebracht und immer weiter bereichert hat, stehen wir unentschlossen. Und weil Selber-Leben und Selber-Zukunft-Haben schließlich dringlicher ist als die angesammelten Reichtümer der Toten, räumen wir auf, schaffen Platz, überlassen das Gewesene sich selbst und den Archäologen, willigen ein in den wesentlichen Verrat, der uns allein Zukunft zu verbürgen scheint. „Laßt die Toten ihre Toten begraben."

Ein Wort Jesu. Und das folgende soll die Reflexion eines katholischen Theologen über christliche Tradition sein. Wir behandeln also nicht die allgemeine Frage, wie die weiterströmende Menschheit sich zu ihrer Vergangenheit zu verhalten hat: Leben schafft sich Gestalt, Gestalt wird Gehäuse und Panzer und muß zerbrochen und überstiegen werden, damit neues Leben sich neue Gestalt schaffen kann. Nicht das. Sondern mitten in diesem Allgemeinen etwas Einmaliges. Christliche Tradition, von der die Christen behaupten, sie sei anders strukturiert. Sie behalte in ihrem Vergangensein eine ganz andere Intensität der Gegenwart, eine ganz andere Potenz, Zukunft zu erzeugen. Hat Jesus nicht auch gesagt: „Ich bin bei euch alle Tage bis ans Ende der Welt"? Ist seine verheißene Wiederkehr am Ende der Geschichte, der Tag Omega, nicht unsere Zukunft, unsere Hoffnung? Ach, so lebt der Christ denn einzig von der Zukunft des Gewesenen? Des Verwesten? Was für ein trostlos enger Horizont! Ist er nicht mitsamt seiner Gegenwart und Zukunft reine Vergangenheit, die möglichst bald gründlich ausradiert werden sollte? Und genauerhin: gibt der Christ nicht zu, daß sein Glaube ein historisch gebundener ist: sein Glaube hat mit Jesus von Nazareth angefangen, und diesen Anfang haben nachweislich die erstickenden Schichten von kirchengeschichtlichen, konziliaren, theologischen

Akten und Traditionen überlagert. Hie und da eine Reformation, die ein paar Mülleimer abträgt und versucht, zum historischen Anfang zurückzustoßen, aber alsbald ihren neuen Haufen schichtet. Heute ist es sogar fraglich geworden, ob die ersten Häufchen, die ersten Dokumente, überhaupt abtragbar sind, ob das ursprüngliche Faktum überhaupt bloßgelegt werden kann. So steht es. Und eine solche Tradition will sich wesentlich von anderen unterscheiden, ein besonderes Lebensgesetz für sich beanspruchen? Das Lebensgesetz ist tragisch. Leben muß seine Herkünfte verraten, um Zukunft zu gewinnen. „Der Mann wird Vater und Mutter verlassen und seinem Weibe anhangen." Sollte das Christentum diesem Gesetz der Tragik entrinnen? Soll es nicht lieber mutig seinen Ursprung verraten, um sich neuen Lebensraum zu verschaffen?

Wir wollen uns zur Frage eine eigene Straße bahnen, eine noch unbetretene. Wir überlegen, welches die Ursituationen sind, in denen so etwas wie Tradition, das heißt Übergabe sich ereignet. Und diese Ursituationen konfrontieren wir jedesmal mit den Gegebenheiten, die sich im christlichen Glauben darbieten. Wir schließen auf beiden Seiten die Bibliotheken, Beinhäuser, Museen. Sie sind voller Gaben, wo aber sind die Geber? Tradition ist ein Akt, bevor sie ein Gegenstand wird. Wieweit aber hat der Gegenstand, das Übergebene, noch einen Sinn, wenn er losgelöst wird vom Akt?

Der Akt, in welchem Leben übergeben wird, ist primär der Akt der Zeugung. Wir reden vom Menschen, nicht von dem niedersten Leben, das sich noch nicht wirklich zu Gestalten und Individuen gegliedert hat. Auf der Ebene des Menschen genügt es nicht zu sagen, die Individuen seien zwar sterblich, aber das Leben der Gattung fließe über die Individuen hinweg weiter, in einer Art zeitlicher Unsterblichkeit. Auf der tierischen Ebene könnte es zur Not hingehen, den Akt, durch den die Gattung sich erhält, die Zeugung, rein funktional zu verstehen und ihm keine hervorgehobene Bedeutung zu geben. Der Mensch, als selbstbewußtes geistiges Wesen, zeugt frei, auch wenn er sich der organischen Gesetze seines Leibes bedient, und durch sie dem überpersönlichen Strom des Lebens verhaftet bleibt. Aber er verfügt doch in Freiheit über das größere Leben, das ihm einwohnt. Und was er zeugt, ist nicht der Lebensstrom in seiner Unpersönlichkeit, sondern eine neue, andere, freie menschliche Person. Zeugend erzeugt er mehr, als was er besitzt; er ist ja nur einer, und indem er sich von seiner Lebenssubstanz trennt, zeugt er den andern. Aber er zeugt auch nicht ins Leere, sondern in den Schoß der geliebten Frau. Er vertraut ihr seinen Samen an, daß sie ihn austrage, und das Kind, das Ergebnis von Zeugung und Schwangerschaft ist, wird sich beiden Eltern verdanken müssen. Jedes Kind ist wesentlich Frucht von Liebe; es versteht sich nur, wenn es sich der Liebe verdankt, es bejaht sich nur, wenn es seine Herkunft aus der Liebe bejaht. Kein Mensch fängt mit sich selbst, beim eigenen Nullpunkt an. Jeder ist Pro-dukt, das heißt ein Herausgeführtes aus einem umgreifenden Lebensgrund, und der Akt des Herausführens ist zeugend; er ist schöpferische, weil sich in Hingabe übersteigende Liebe. Die Gatten erfahren im Akt der Zeugung diesen Selbstüberstieg auch weitgehend bewußt. Der eine ist bei der Übergabe gar nicht mehr bei sich selbst, sondern beim andern. Darum ist Liebe so nah mit Tod verwandt. Wer zeugt, sagt nicht nur physiologisch, sondern irgendwo auch geistig Ja zu seinem Tod. Er gibt sich weg an die Frau, aber die Frau gibt sich weg an den Mann, beide sprechen ihr Ja zum Tod: das Kind soll leben, soll sie überleben. Der Vater tritt in den Schatten zurück und stellt den Sohn ins Licht. Ins Recht. Und dennoch: wann bäumte sich die Welle des Lebens höher empor als im Zeugungsakt? Wann wäre es seiner Macht bewußter als in der Lust sich dahinzugeben? Sollen wir sagen, daß das Leben nie lebendiger ist, als wenn es sich aufgibt und in den andern hinüberstirbt? Denn dann erfährt es, daß der Inhalt seines Gefäßes größer war als das Gefäß. Der Mensch ist endlich, aber er vermag Unendliches zu schenken, ja er vermag es, sich selbst unendlich zu schenken. Nach diesem lustvollen Tod, der der Gipfel des Lebens selbst war, auch noch die bitteren Konsequenzen ziehen zu müssen, und den vorweg bejahten Tod auch noch sterben, ist eine fast tonlose Coda. Man zahlt dem Leben, das sich so königlich in uns

und mit uns behauptet hat, seinen geschuldeten Tribut.

Wir können noch einen Blick auf Platon werfen: Knabenerziehung, sagt er, ist Zeugen im Schönen. Der Geist des Knaben ist für den Lehrer wie ein Schoß, in den er den Samen der Weisheit legt. Auch das ist Lust, die Freude des ' pädagogischen Eros. Und auch das ist ein Verzicht, ein Tod: denn wer weiß, was der Geist des Jünglings aus diesem Samen gestalten, welches Kind er davon ausgebären wird. Philosophen haben keine Schüler. Platon stirbt in Aristoteles hinein, Kant stirbt in Hegel, Hegel in Marx hinein. Trotzdem verdankt sich der zweite dem ersten, auch wenn er anscheinend voller Undank davongeht und womöglich darauf sinnt, wie er seinen Lehrer zu widerlegen vermag. Die Zeugung hat trotzdem stattgefunden.

Zeugung - wir kehren zum vorigen zurück - ist Leben, das sich selbst übersteigt, sich im Akt nicht länger bei sich behalten kann, sondern fahren läßt, aus Reichtum arm wird, aus Potenz impotent wird, die Macht hat, in fremdes Leben hinüberzusterben, es tradiert sich, es schafft Tradition. Und nun wagen wir den Übergang in die christliche Theologie. „Im Anfang war das Wort, und das Wort war bei Gott, und das Wort war Gott.“ Wir könnten paraphrasieren: Anfang, hinter den nicht zurückgegangen werden kann, ist Selbstaussage, Selbstauszeugung, Selbsthingabe, und das Gesagte, Gezeugte, die Frucht der Hingabe ist zwar unterschieden vom Sprecher, ist bei Gott, und trotzdem kein Sekundäres, Anderes, Fremdes. Die Frucht ist selbst Gott. Hier fallen alle Schranken der Zeit, die Gesetze des Alterns, Sterbens, des anonym weiterfließenden Lebensstroms; wir blicken ahnend in den Ursprung des Seins selbst, des absoluten und zeitlosen, und was in der Zeit zerlegt war in eine Gegenwart die dadurch, daß sie Zukünftiges aus sich entläßt, zur Vergangenheit wird, das ist beisammen als ewiges Leben. Dieses Leben, sagt das christliche Denken, ist zu allererst (und deshalb unbegründbar) Selbstübereignung, Tradition, Liebe. Der das Wort zeugt und spricht, tut es nicht aus Not, etwa weil er anders sich selbst nicht kennen oder ohne ein Du gar nicht Liebe sein könnte. Dann wäre ja im Anfang die Not, oder wie Hesiod sagt, das Chaos, das durch Selbstauszeugung zur Ordnung sich durchringt. Hinter das Wort, das als der „Eingeborene“, und das heißt biblisch auch: der Einziggeliebte „im Schoße des Vaters ist“, läßt sich nicht zurückgehen; keine Aussage läßt erkennen, daß der Vater etwas anderes ist als Vater, ganz und gar und ewig im Akt der Zeugung Seiender; alle Aussagen weisen darauf, daß der Vater aus Liebe den Sohn zum Du seiner Liebe zeugt und daß der Sohn sich niemals anders versteht und auslegt, denn als die Frucht, das Zeugnis, den Beweis für die Liebe des Vaters. „Niemand hat Gott je gesehen, der Eingeborene, der Gott ist und im Schoße des Vaters ist, hat ihn ausgelegt“: eben als im Zeugen sich hingebende Liebe. Das alles aber wäre leere, bodenlose Spekulation, wenn kein Beweis dafür in Zeit und Geschichte hinein erbracht würde. Wie der Zeugende seinen Samen dahingibt, so gibt Gott seinen Sohn dahin: in den dunkeln, gefährlichen, mächtigen Schoß der Welt. Hier steht das Wort Tradition. „So sehr liebt Gott der Vater die Welt, daß er ihr seinen einzigen Sohn tradiert hat.“ „Seiner nicht geschont hat“, sagt Paulus. Alles Christliche ruht auf dieser ursprünglichen Tradition. „Gott ist die Liebe.“ Beweis: der ewig zeugende Schoß Gottes überliefert seine Frucht an die Welt, an uns. Was daraus werden wird, ist jedem klar, der weiß, wie die Menschen mit Tradiertem umgehen. Es wird im Mülleimer enden. Zum alten Eisen geworfen. „Die Seinigen nahmen ihn nicht auf.“ Und doch gibt es, gleich daneben, die christliche Möglichkeit, in diese Urtradition einzutreten, die mit zeitlicher Gegenwart, Zukunft und Vergangenheit nichts zu tun hat: „Allen aber, die ihn aufnahmen, verlieh er die Möglichkeit, Kinder Gottes zu werden ..., denen die aus Gott geboren sind.“

Es könnte ja nun doch sein, daß die zweitausend Jahre christlicher Tradition dort, wo sie bei ihrem Ursprung verweilen, immer neuer Versuch gewesen sind, dieses Mysterium zu bezeugen: die Wahrheit vom Menschsein könnte darin liegen, je-jetzt aus der unerschöpflichen grundlosen Quelle der Liebe mitzuentspringen.

Der zweite große Augenblick, da menschlich Tradition sich ereignet, ist das Sterben. Ein Vater beendet sein Leben, er versammelt um sich seine Kinder, um auf einzigartige Weise ein letztes Mal zu zeugen. Testamentum heißt das abschließende letztwillige Bezeugen, und wenn wir es gesamtmenschlich, nicht nur juristisch verstehen, die Übergabe nicht bloß der äußeren Güter, die den Sterbenden überdauern werden, sondern der zusammengefaßten Wahrheit seiner Existenz: ultima verba sind Destillat und Quintessenz eines Menschenlebens, die paar Tropfen Weisheit, die aus der ganzen gepreßten Mühsal ausfließen. Nichts ist heiliger als ein solches Vermächtnis. Nichts ist auch ungeschützter, armseliger; die Worte können ins reine Nichts fallen, vielleicht ist die Kraft nicht mehr da, sie auszusprechen, die Lippen bewegen sich noch, aber unverständlich. Trotzdem entspricht dieses Zeugnis im Tod dem Zeugungsakt auf dem Höhepunkt des Daseins: ein Leben rafft sich zusammen, übersteigt sich, ergießt sich ins Ungewisse. Läßt „sich fahren“, wie das Bildwort es sehr genau ausdrückt. Nicht eigentlich nur zum Urgrund, zu Gott hin, sondern auch in die menschliche Zukunft hinein. Ein Wille ist da, „letzter Wille“ genannt, die zusammengefaßte Frucht des gelebten Lebens den Kindern, den Enkeln, der ins Unabsehbare hinfahrenden Zukunft anzuvertrauen. Diese Tradition hat den Nachdruck und das Schwergewicht des Todes an sich hängen, als bleiernes Beglaubigungssiegel. Die Worte, die Sokrates, seines Todes gewiß, an die Bürger von Athen und im Kerker an die Freunde spricht, haben etwas an sich, das mit Feierlichkeit nur ganz ungemäß ausgedrückt wird. Sterben ist keine Feier, kein Fest. Ebensowenig aber mit Trauer — Sokrates verweist den Freunden ihre Tränen -, die Trauer könnte ein Hindernis sein, das letztwillige Zeugnis in der vollen Aufmerksamkeit entgegenzunehmen.

Wir haben hier nicht die literarische Gattung des Testaments in der Geistesgeschichte zu verfolgen. Aber jedem Kenner der Bibel wird es auffallen, daß sie voller Testamente, voller Abschiedsreden und letztwilliger Verfügungen ist. Das ganze fünfte Buch Moses ist ein einziges Testament, und zwar das bedeutsamste im ganzen Alten Testament: denn hier gibt Moses angesichts des Todes endlich die Quintessenz seiner ganzen Gesetzgebung frei. Die Israeliten hatten damals am Sinai vor den schrecklichen Zeichen des anwesenden Gottes Angst bekommen. Die zehn Weisungen hatten sie zwar vernommen, aber weiter wollten sie nichts mehr hören; sie hatten Moses allein vorgeschickt, damit er das Wort der Offenbarung bis ans Ende anhöre. Jetzt, im Tod, tut er ihnen das Vernommene kund. Das Vielfache, Zerlegte, Zerfahrene wird in die Einheit einer einzigen Weisung zusammengefaltet. „Du sollst den Herrn, deinen Gott lieben, aus deinem ganzen Herzen, deiner ganzen Seele, deinem ganzen Vermögen. Diese Worte, die ich dir heute sage, sollen eingegraben bleiben in deinem Herzen. Wiederhole sie deinen Söhnen, sprich sie sowohl sitzend in deinem Haus wie schreitend auf der Straße, liegend nicht minder als aufrecht, schnüre sie an deine Hand als ein Zeichen, binde sie dir um die Stirn, schreibe sie auf die Balken deines Hauses und auf deine Türen.“ Das Eine also, und für überall und immer.

Dann kommen die Testamente Josuas, die Abschiedsrede Samuels, die großen Ermahnungen des scheidenden David an Salomon, die Weisungen des sterbenden Mattatias an seine Söhne, die Makkabäer, das Testament des alten Tobias an den jungen. Das Spätjudentum dichtete ein vielgelesenes Werk, die „Testamente der zwölf Patriarchen“, in denen jeder der zwölf Stammväter seinen Stamm um sein Sterbebett sammelt und ihm letzte Weisungen gibt. Unvergleichlich höher stehen die Testamente des Neuen Bundes: die Abschiedsrede Pauli in Milet: Zusammenfassung seines Lebenswerkes und Anweisung für die gefährliche nachapostolische Zeit, aber vor allem die Abschiedsreden Jesu selbst, wie sie besonders Johannes durch fünf Kapitel hindurch entfaltet. Man muß hier, um ganz zu verstehen, beifügen: diese Reden werden von Jesus bei seinem letzten Mahl mit seinen Jüngern gehalten, in dessen Verlauf er ihnen zum Vermächtnis sich selbst in Gestalt von Brot und Wein zu Speise und Trank übereignet. Nicht, um seinen bevorstehenden Tod zu überspielen; er gibt ihnen den Leib, der für sie zerrissen, das Blut, das für sie verschüttet werden wird. Und doch gibt er sich ihnen nicht als

Leiche, sondern als im Sterben lebendig, gleichsam als verflüssigtes Leben, heraustretend aus dem zu engen Bachbett seiner zeitlichen Existenz: hier verschmelzen auf menschlich unfaßliche Weise die Situation der Zeugung und die des Todes. Und genau in dieser Atmosphäre sind die Abschiedsreden anzuhören.

Man kann aber ausweitend sagen, daß in ihrem Licht die Evangelien im ganzen als Reden und Handeln Jesu angesichts der bevorstehenden „Stunde", auf die hin er lebt, also gesamthaft als Testament oder Tradition aufgefaßt werden müssen. Und in ihrer Art nicht sehr anders die Apostelbriefe, deren viele ja aus dem Kerker, in der Situation der Verfolgung oder knapp abgewendeter Todesgefahr geschrieben sind: jeder Brief kann der letzte sein. Neutestamentliches Wort ist der Situation nach: Wort angesichts des Kreuzes, ja Wort vom Kreuz herab, wo die Worte vertröpfeln und in einen großen, unartikulierten Schrei ausmünden, der alles auch noch Zu-Sagende, aber nicht mehr Sagbare mit sich in den Tod begräbt. Alles ist vorlaufendes, vorläufiges Wort in diese eine Selbstaussage Gottes im Tod seines Sohnes. Das Schwergewicht liegt im Tod. Wieder ist er das Beglaubigungssiegel: dafür, daß Gott nicht die Intelligenz oder das absolute Wissen oder der Fortschritt oder die Zukunft ist, sondern die Liebe.

Was für Schwergewichte werden die christlichen Traditionen durch die zweitausend Jahre Kirchengeschichte hindurch bilden müssen, um für uns noch gewichtig zu sein? Keine andern als solche, die dem ursprünglichen Testament Gottes, der ursprünglichen Tradition Gottes Nachdruck, Präsenz, Glaubhaftigkeit verleihen. Daß es so etwas gibt wie Eucharistie: immer neue Tradition von Leib und Blut an die Menschen, daß es so etwas gibt wie Heiliger Geist, der den Abstand zwischen einst und jetzt wegbläst und Gleichzeitigkeit schafft: dies schenkt der christlichen Kirche Gewähr, daß in den vielen Anstrengungen, die sie machte, um das Unvergeßliche zu bedenken, es nach Möglichkeit zu verstehen, zu verteidigen, es umschreibend auszulegen, manches vom Geist Gottes Berührte trotz allem ein echtes Tradieren war, das teilnimmt am Schöpferischen der Zeugung und an der Endgültigkeit des Kreuzes.

Aber nicht nur Gott tradiert seinen Sohn, nicht nur Jesus tradiert sich selbst für das Leben der Welt. Es gibt auch den Traditor, den Überlieferer, Judas. Das schwarze Schaf, auf das viele Verräter ihre Schuld abwälzen. Judas überliefert den Neuen und Ewigen Bund, er überliefert die zukunftsträchtige Gegenwart an den Alten Bund, an die Vergangenheit. In aller christlichen Überlieferung lauert dieses Moment des Verrates. Schnell und unvermerkt ist der Geist an den Buchstaben verraten. Das unaussprechliche Geheimnis des Ursprungs, der Zeugung und des Todes an die Geheimnislosigkeit der hinreichenden Begriffe, an die Ruhe der Institution, auch an jene das Gewissen beruhigende theologische Politik, wie sie den Juden von alters her im Blute lag und wie sie sie neuerdings eifrig gegen die Römer betrieben. Tempelkult und Bergpredigt in Ehren, aber die Welt muß durch Israel verändert werden. Jahwe will, daß die Mächtigen von ihren Sitzen gestürzt, die Niedrigen erhöht werden: er zögert so lange, es selber zu tun: ist das nicht das Startzeichen für uns, es in seinem Namen zu tun? Wir wollen den alten Jahwe wieder wecken, der uns in die Schlachten vorauszog; der jetzige, der die Milden und Friedfertigen seligpreist, kann nicht der Gleiche, nicht der Wahre sein. Und andererseits: was sollen diese geheimnistuerischen Torheiten eines Gottes, der sich als die Liebe definiert: was kauf ich mir für diese Liebe? Wissen brauchen wir, das uns endlich weiterbringt, Weisheit, Einsicht, wirklichkeitsbewältigende Wissenschaft, handfeste, tradierbare Theologie in Thesen, die Thesen zu Handbüchern zusammengefaßt, klare Definitionen, brauchbare Beweise und Widerlegungen, in immer systematischerer Gestalt, Dogmenentwicklung ... „die Juden fordern Machtzeichen, die Griechen suchen Weisheit".

Wir wollen uns hüten, hier zu vereinfachen. Es war für die christliche Kirche schlechterdings notwendig, daß sie im Lauf der Jahrhunderte ihren Glauben erklärte, seinen Sinn in die bestmöglichen, immer approximierenden Begriffe und Formeln zu kleiden versuchte, ihn damit

gegen Zerfall und Verführung nach rechts und links abschützte. Es war notwendig, daß sie ihn nach innen meditierte und die Ergebnisse ihrer Besinnung in vielfältige Worte brachte. Dies gehört ebenso zu ihrem Auftrag wie daß sie den Fußspuren ihres Stifters existentiell nachfolgte. Und ein Zweites war ebenfalls natürlich und nicht zu vermeiden: daß ein großer Teil ihrer Formulierungen je in der Situation ihrer Zeit gedacht und verfaßt war, für ein jeweiliges Heute, das für uns ein Gestern geworden ist, so daß das damals Gemeinte, um heute noch aktuell und verständlich zu sein, mannigfacher Transpositionen und Überdenkungen bedarf. Das gehört einfach zum Wesen jeglicher historischer Tradition, und auch kirchliche Tradition steht in der Geschichte und kann diesen Gesetzlichkeiten nicht entrinnen. Man kann keineswegs sagen, daß die Arbeit der Konzilien, der Theologen und aller, die den Glauben zu denken versucht haben, sofern sie über den Buchstaben der Schrift hinausging, Verrat war. Auch der Buchstabe der Schrift tötet, wenn er nicht als lebendiges Fleisch und Blut des Geistes verstanden wird. Indem kirchliche Tradition an den Schicksalen menschlichen Überlieferns partizipiert, hat sie Anteil an der *grandeur et misere de l'homme*, der Erhabenheit und dem Elend des Menschen.

Aber dieser Anteil bestimmt sie nicht in ihrem Eigentlichen. Ihr menschliches Überliefern wurzelt in einem viel tieferen, göttlichen Überliefern, das immer gleich aktuell und zukünftig ist. Immer überliefert Gott seine ganze Liebe der Welt in Gestalt seines Sohnes, und weil sie dieses unfaßliche Geschenk noch immer nicht wahrhaft ergriffen hat, weil sie noch immer nicht reiner Schoß ist für das ganze Samenwort Gottes: öffnet jede Gegenwart um so dringlicher Zukunft. Immer stirbt Gottes Sohn je für mich, und für jeden meiner Brüder, und nie habe ich den Ernst dieses Testamentes wirklich erfaßt. Nie bringe ich das Unerhörte als Vergangenheit hinter mich. Nie ist das christliche Faktum - das heißt das von Gott Getane — bewältigt, immer kommt es von vorn auf mich zu. Nie habe ich alles verlassen, um Gott nachzufolgen. Nie habe ich sein Reich als erstes gesucht, so daß mir alles andere hinzugegeben wird. Wann könnte ich mich im Gedanken ausruhen, ein Kind Gottes zu sein, wie der Sohn nichts anderes widerzuspiegeln als Wille und Liebe des Vaters? Wann könnte ich mich ohne Pharisäismus in nichts anderem rühmen als im Kreuz unseres Herrn Jesu Christi? Diese übermenschlichen Traditionen sind unerträgliche Überforderung, man muß dieses Feuer dämpfen, bändigen, ersticken. Judas möchte, daß es menschenförmiger zugeht. Daß man mit gutem Gewissen und einer angemessenen Portion Selbstverantwortung dabei sein kann. Man muß das arrangieren, zurechtbiegen, rentabel machen. Der alte Großinquisitor. Mk 7,9,13: „Trefflich versteht ihr es, euch über Gottes Gebot hinwegzusetzen, um eure Überlieferung zu wahren ... Ihr setzt das Gebot Gottes mit eurer Überlieferung außer Kraft. Und Derartiges tut ihr oft." Das Judasmoment aus der christlichen Tradition ausschalten: das kann nicht nur geschichtsphilosophischen Überlegungen gelingen. Es stammt gar nicht aus der Region der Geschichtsphilosophie, es hat im Grunde mit den Gebresten aller menschlichen Tradition wenig zu tun. Der allgemein-menschliche Staub kann überall dort weggeblasen werden, wo es um wertvolles, erhaltenswertes Kulturgut geht. Anderes, rein menschlich Veraltetes darf man ruhig verstauben lassen. Das Judasmoment ist die Verneinung des Mehr-als-Menschlichen im Christusereignis. So nackt in der Liebe Gottes stehen ist dem sündigen Menschen unheimlich. Er hüllt sich verschämt in die Laken falscher Tradition. Aber Franz von Assisi hat sich nackt ausgezogen, denn auch Christus am Kreuz war nackt. Diese Unmittelbarkeit zum Ursprung ist die wahre Tradition, die der Heiligen, wo sie echt sind.

Übrigens hat Gott in seinem Tradieren des Sohnes auch die Judastradition überspielt. Hat Gott den Sohn am Kreuz nicht verlassen? Und ist der Sohn vom Vater nicht viel ärger verlassen, als er es von irgendeinem Menschen sein kann? Gott übernimmt das Gerichtsmoment in eigene Verwaltung, das die Menschen so dilettantisch handhaben, und er vermag dieses Moment des Verrats seinem eigenen Liebeshandeln sehr viel nachhaltiger einzuverleiben.

Blicken wir auf das Gesagte zurück, und suchen wir zusammenfassend dieses vielleicht abwegig und abstrus erscheinende theologische Sprechen in allgemeinere, verständlichere Aussagen zu bringen. „Tradition“ ist heute ein sehr belastetes Wort; es scheint sich gegen alle besten Instinkte der Zeit zu sperren: Aufbruch zu neuen Ufern, Wille, durch Tat und Einsatz aus dem Kehrichthaufen der Welt und der menschlichen Gesellschaft vor allem etwas Geordnetes, Erfreulicheres zu machen; Entschlossenheit, daß es gerade nicht so weitergehen soll, wie es traditionell war und wie es uns zum Weiterreichen angeboten wird. Diese Instinkte der jungen Generation ausreden wollen, wäre sicher sinnlos, Instinkte redet man nicht aus, schon der Versuch könnte verbrecherisch sein, weil der Mensch, auch der christliche, von der Hoffnung lebt. Aber hat sich denn die junge Generation diese Instinkte selber gegeben? Wer kann sich denn sein Innerstes, Bestes, das Heilige, das er verwirklichen möchte, selber geben? Hat nicht jeder von uns Liebe empfangen müssen, um zu wissen, was sie ist? Kann nicht jeder von uns nur deshalb eine Welle im weiterfließenden Strom sein, weil eine Quelle ihn speist? Weil etwas sich ihm immerfort gibt, damit er den Drang spüre, selber weiterzugeben? Nicht einmal der technische und wissenschaftliche Fortschritt kann wie eine Urzeugung aus dem Nullpunkt erfolgen. Immer wird vorausgesetzt, was andere gedacht, gefunden, verwendet und überliefert haben. Immer muß ich eine sehr große Menge überlieferten Wissens mir aneignen und verarbeiten, bevor in mir der Funke der schöpferischen Intuition springt. Um wieviel mehr ist es so, wenn es um die eigentlich menschlichen Werte geht. Wer nie im Leben geliebt und als Du bejaht und umfangen worden ist, wie kann der aus einem Nichts von Liebe plötzlich zu lieben anfangen und selbstlos einen anderen Menschen bejahen, um mit ihm eine Freundschaft, eine Ehe zu begründen?

Tradition, dort wo sie fruchtbar und lebensspendend und unaufgebbar ist, liegt viel tiefer innen, als man fast immer meint, wenn man das Wort gebraucht. Tradition in ihrer Eigentlichkeit ist das Gegenteil von mechanischem Weiterreichen fertiger Güter und Ergebnisse, bloß weil es „immer so war“. Daß etwas durch viele Generationen unverändert gewährt hat, spricht zunächst weder für noch gegen seinen Anspruch, länger zu währen. Es kann im Lauf der Zeit wie von selbst veralten, verjähren, den Bedürfnissen der Zeit entfremdet worden sein. So müssen wir alle unsere Traditionen immerfort distinguieren. Aber dann gibt es stets zwei Möglichkeiten: entweder entsprechen die überlieferten Ansichten und Bräuche nicht mehr unseren Ansprüchen, sie füllen nicht mehr den ganzen Raum, den unser Wahrheitsbedürfnis offen hält; dann müssen wir ihn mit etwas Echterem, Ursprünglicherem ausfüllen. Oder aber wir selbst entsprechen den Ansprüchen des Tradierten nicht mehr: wir möchten es billiger, bequemer haben, wo man mehr von uns fordert, uns größer, hingegebener, verzichtender, einsatzbereiter möchte. Wir haben uns vielleicht schon ein kleinkariertes Bild von uns selbst und unserer persönlichen Zukunft gemacht, und das Bild, auf das unsere Lehrer uns hin erziehen, ist offener, anspruchsvoller, es fordert Anstrengungen von uns, die nicht vorweg schon verzweckt werden können; wir protestieren gegen dieses größere Bild und verlangen Mitbestimmungsrecht schon in der Kleinkinderschule. Recht hat in diesem Disput jeweils das, was mehr Wahrheit enthält. Was ist die Wahrheit menschlicher Liebe? Ist es Sex? Viele meinen es, und um die Wahrheit der Geschlechtlichkeit zu retten, rennen sie gegen die Schranken traditioneller Prüderie an. Aber vielleicht ist Sex nur ein untergeordneter Teil, eine Äußerungsform umfassender menschlicher Liebe, die sich erst in der bewiesenen Treue und Selbstlosigkeit bewährt.

Der christliche Glaube stellt uns das anspruchsvollste Menschenbild vor Augen. Darum steht er heute so sehr im Kreuzfeuer, weil sein Anspruch sehr unbequem ist. Der Mensch wird im Christentum so ernst genommen, daß er in den ursprünglichsten Quellpunkt des Seins gestellt wird. Nicht vergehende Welle irgendwo im anonym fließenden Strom, sondern je aus dem Urquell entspringend. Aus der sich schenkenden, sich tradierenden Quelle der Liebe. Kind des Vaters, unmittelbar mit dem ewig je-jetzt entspringenden Sohn zusammen. Der Mensch wird

im Christentum so ernst genommen, daß er sein Leben je empfängt als Testament des für ihn sterbenden Sohnes, in jenem Akt der Selbstübergabe, worin er seinen eigenen Geist übergibt, tradiert: tradidit Spiritum. Beides ist eins, beides kann nicht Vergangenheit werden, beides ist das aktuellste, lebendigste Ereignis: Urtradition. Und das Wundersame ist, daß, theologisch gesprochen, in dieser Urtradition der Empfang von schöpferischem Leben und die Begabung, Leben schöpferisch weiterzugeben, schlechterdings eins ist. Indem man sich selbst aus der Quelle empfängt, empfängt man die Macht, mit dem Urquell zusammen selber Quelle zu sein. Sich selbst weiterzugeben, lebendige Tradition zu sein und zu schaffen.

Natürlich lauert überall Judas, als Gefahr. Die Liebe zu verraten, die Hoffnung und Zukunft in tote Vergangenheit zu verwandeln. Deshalb hat der Christ seine eigene kirchengeschichtliche Tradition auch immer sehr kritisch zu sichten. Aber er wäre selber ein Judas, wenn er die überall in ihr aufquellende Gegenwart, die überall bezeugte Anstrengung, im quellenden Ursprung zu sein (neu und tiefer in ihn einzutauchen), verleugnen würde und behaupten, er sehe in ihr lauter unverwendbare tote Vergangenheit. Das wäre ein untrügliches Zeichen, daß er selber von den Quellen abgerückt ist, und in all seinem Gerede um Befreiung Israels von den Römern, Aufrichtung eines Reiches, politische Theologie, in Wahrheit auf dem Unfruchtbar-Trockenen sitzt. Vielleicht liest ein heutiger Theologe sich einige isolierte Brocken von Tradition zusammen, die seinen persönlichen Vorstellungen entsprechen, sammelt sie ehrfurchtsvoll in einem Glaskasten und geht damit hausieren. Diesem gilt das Wort: „Judas, mit einem Kusse verrätst du den Menschensohn."

In der christlichen Theologie fallen im letzten Grund der Akt und der Gegenstand der Tradition zusammen. Nicht irgendein Inhalt - ein vielleicht sehr ehrwürdiger - wird zum Aufbewahren übergeben, sondern die Übergabe selbst übergibt sich: Gott ist selbst das, was sich gibt. Und nur wenn der Empfangende ihn als schlechthinnige Selbstübergabe, Tradition empfängt, hat er es mit dem lebendigen Gott zu tun, hat er Gottes Leben erfahren und empfangen, und sich nicht aus ihm einen toten Gegenstand und Götzen gemacht. In der christlichen Theologie fällt aber auch der Akt des Übergebenden mit dem Akt des Empfangenden zusammen. Der väterliche mit dem mütterlichen Akt. Der elterliche mit dem kindlichen Akt. Wer wirklich an der Quelle trinkt, in dem wird das Wasser zu einer Quelle (derselben), die ins ewige Leben aufspringt.

Wer das Leben dessen, der seinen Geist am Kreuz aushaucht, wirklich in sich einsaugt, der wird, wie Paulus sagt, ein Mitgekreuzigter, aber eben dadurch auch von allen toten Traditionen und abgestorbenen Gesetzen Mitauferstandener. Daß aktive und passive Tradition, Trinken und selber Quellen eins sein können, das ist freilich das Mysterium des Heiligen Geistes, der aus dem Vater und dem Sohn hervorgeht. Wenn Tradition nicht schöpferischer Geist ist, ist sie tot und nichtig. Aber sagen wir's nochmals zum Abschluß: wer kirchliche Tradition mit Augen des Geistes betrachten kann, dem wird sie auch geisthaft und quellhaft antworten, und er wird sich von ihr immer neu herausfordern lassen, in der Mitte des quellenden Lebens zu sein.

Quelle: Leonhard Reinisch (Hrsg.), *Vom Sinn der Tradition*, München: C.H. Beck, 1970, S. 89-105.